

Philipp Gahn

Neue Räume für Bibliotheken und Archive

Wie Tablet-Computer und Digitalisierung das Selbstbewusstsein der Kirche herausfordern*

In diesem Aufsatz werden zwei Dinge aufeinander bezogen, die nichts miteinander zu tun hätten, entwickelten sie sich nicht beide mit großer Dynamik.

Mit der *Entwicklung des Tablet-Computers* ist ein Gerät auf den Markt gekommen, welches das Buch in seiner herkömmlichen Form weit hinter sich lassen wird. Das gedruckte Buch kann künftig dekorativen oder demonstrativen Zwecken genügen, es kann einem E-Book-Reader an Robustheit bei der Strandlektüre die Stirn bieten, es kann bisweilen das vorteilhaftere Arbeitsinstrument sein, solange Wissenschaftler das Nebeneinander mehrerer Bücher bei gleichzeitig raschem Hin- und Herblättern dem mühsamen Schalten an einem einzigen Bildschirm vorziehen. Gemessen am gesamten Buchmarkt sind das nicht einmal sichere Nischen. Sicher hingegen ist, dass sich ein großer Teil des Marktes zum E-Book, das besonders mit multifunktionalen Tablet-Computern gelesen werden wird, verlagert. Und sicher ist auch, dass sich damit der Charakter des Buches als Gegenstand unserer Kultur sowie die Lesekultur als solche verändern werden.

Die *Entwicklung der Sammlungen kirchlicher Kulturgüter* ist unter den Vorzeichen ihrer eigenen Teilsäkularisierung bedrohlich. Stellen diese doch einen wesentlichen Ausdruck des kirchlichen Selbstbewusstseins dar. Werden Ordenshäuser geschlossen, stehen sogleich die zahlreichen kleinen und größeren Sammlungen an Kunstgegenständen, an Archivalien und an Büchern zur Disposition. Da sich darunter nur in Ausnahmefällen Pretiosen finden, ist das Interesse nicht groß, das Gesammelte zusammenzuhalten und sinnvoll weiterzureichen, was vor allem die Bibliotheken gefährdet.

* Den beiden Achtzigjährigen, meinem Lehrer Angelus A. Häußling OSB und meinem Mentor Otto Wahl SDB, in Dankbarkeit gewidmet.

Die folgenden Überlegungen versuchen, diese beiden Entwicklungen in ihren Konsequenzen für die Kirche weiterzudenken. Es ist nicht meine Absicht, dabei einer bestimmten Zukunft zu wehren. Wohl aber suche ich eine rechte Position für die Kirche in dieser Zukunft zu finden.

Die Wortreligion

Das Christentum ist im strengen Sinn keine Buchreligion. Sein Offenbarungsgut ist eine Person und kein Text. Besser spräche man darum von einer Wortreligion. Denn seit den Anfängen ist man sich der Relativität des nur *geschriebenen* Wortes bewusst. Das Buch als Hülle des „Buches der Bücher“ ist nie überschätzt worden. Gegenstand und Sache, das Buch und das Wort blieben wohl unterschieden. Weder hat es in der kultischen Verehrung noch in der Volksfrömmigkeit noch in der persönlichen Frömmigkeit der einzelnen Gläubigen je eine dem Altarsakrament vergleichbare Stellung einnehmen können. Daran haben die Evangeliare und Perikopenbücher des Mittelalters ebenso wenig wie die der Gegenwart etwas geändert, obgleich man sie durchaus als repräsentativ im Vollsinn des Wortes, d. h. als Christussymbole verstehen muss. Ihr Gebrauch ist nie zu einem flächendeckenden Wesensbestandteil des katholischen Gottesdienstes geworden. Ebenso hat die Verehrung der Ikone in der Ostkirche stets den Vorzug vor der des Evangeliums erhalten. Und selbst in der evangelischen Christenheit ist das Buch, aus welchem das Wort Gottes vorgelesen wird, bei aller Ehrfurcht vor dem Inhalt, nie sonderlich hervorgehoben worden.

Die Christen glauben dem Wort, das Gott selber ist, nicht einem Buch.¹ Der Glaube muss freilich vermittelt werden, hängt aber nicht an einer einzigen Medienart. Das räumt dem in der Heiligen Schrift fixierten Text zwar einen sehr hohen Wert, aber keine alles beherrschende Stellung ein, und es gibt dem Christentum nebenbei die Freiheit, von Umwälzungen der Buch- und Schriftkultur nicht nur im Kern nicht getroffen zu werden, sondern diese Veränderungen sogar mit zu gestalten. Wen Jesu Aufforderung umzukehren und an das Evangelium zu glauben erreicht, für den ist es einerlei, ob ihm die Botschaft in elektronischer, in gedruckter oder mündlicher Form vermittelt wird. Die Hauptsache ist immer nur, diesem Ruf zu entsprechen.

1 Es mag nahe liegen, die Differenzierung zwischen Wort- und Buchreligion zu einer Abgrenzung des Christentums von den beiden anderen Buchreligionen auszuweiten. Deren jeweiliges Verhältnis zu Offenbarung, schriftlich fixiertem Wort und Tradition ist allerdings wesentlich komplizierter als es den ersten Anschein hat. Für unsere Überlegungen tut das alles nichts zur Sache.

Das Buch in der Wortreligion

Was aber besagt genau der „sehr hohe Wert“ der Bibel für das Christentum? Und was besagt er für den Wert anderer geistlicher Bücher? Knapp kann man antworten: Die Bibel ist eine *Sammlung von Glaubensurkunden*, denen durch den Vollzug der Eucharistie und aller anderen Sakramente der eigentliche Verstehenshorizont gegeben wird. In der im Mahl der Liebe gefeierten Hingabe Jesu Christi an die Seinen zeigt sich, worauf der Sinn der biblischen Worte hinausläuft.

Was meint dabei Sammlung von Glaubensurkunden? Hierfür ist es aufschlussreich, sich den Entstehungsprozess der neutestamentlichen Schriften vor Augen zu halten. Denn am Anfang gab es keine genuin christlichen Schriften. Der Referenzpunkt für Gebet und Predigt sind zunächst vor allem die Psalmen und die Propheten, deren Weissagungen man in Jesus Christus erfüllt sieht. Es dauert bekanntlich etwa 15 Jahre, bis man meist aus konkreten Anlässen zur Feder greift, und erst einige Jahrzehnte nach dem Ereignis von Golgota kann aufgrund der ersten Evangelien und der Apostelgeschichte von eigenständigen Büchern die Rede sein. Doch nur *cum grano salis*. Denn sie sind nicht dafür gemacht, unter Gelehrten zu kreisen und in den antiken Bibliotheken aufbewahrt zu werden, nicht für das, was damals Öffentlichkeit hieß, und auch in erster Linie nicht für das private Studium, sondern für den Gottesdienst, primär für die Feier der Eucharistie.

Die ersten Schriften der Christen entstammen dem halböffentlichen Bereich. Sie sind anlassbezogen und richten sich an einen festen Adressatenkreis. Indem sie danach allerdings über den bestimmten Kreis hinausgelangten und von Gemeinde zu Gemeinde kursierten, glitten sie in jenen Bestätigungsprozess über, den wir Kanonbildung nennen. Dabei war entscheidend, dass die Schriften über ihren Anlass hinaus als *Zeugnisse des Ursprungs* angesehen wurden. Indem die Kirche solche Zeugnisse sammelte, heraushob und zu einem Buch zusammenfügte, bestätigte sie diese als Urkunden des Heiles, die deshalb Bezugspunkt des historisch rückfragenden Nachdenkens, wie auch Lebensquelle für jeden Menschen sind.

Das beurkundete Zeugnis selbst oder der Bezug darauf ist das geistige Substrat, das Schrift und Buch im Christentum motiviert. Das Resultat daraus, dass ein geschichtliches Bewusstsein, dass Geschichtswissenschaft selber und dass schließlich die Hermeneutik, d. h. die Kunst der Auslegung vor allem von Texten der Vergangenheit, nicht nur zur Basis der Theologie, sondern in Abstufung zu je-

der christlichen Bildung gehören, ist wenig überraschend, verdient aber in unserem Zusammenhang hervorgehoben zu werden. Ohne Geschichte bricht im Letzten die Glaubwürdigkeit dieser Religion zusammen. Das wusste man bereits zur Zeit der ersten Zeugnisse: „Denn wir sind nicht irgendwelchen klug ausgedachten Geschichten gefolgt, als wir euch die machtvolle Ankunft Jesu Christi, unseres Herrn, verkündeten, sondern wir waren Augenzeugen seiner Macht und Größe“ heißt es im 2. Petrusbrief (1,16).

Das Sammeln als Prinzip der Wortreligion

Die schon durch den biblischen Kanon des Alten und des Neuen Testaments angelegte „Urkundensammlung“ trägt zweierlei in sich, das die Entstehung neuer Schriften und neuer Sammlungen zwangsläufig macht: Erstens ruft ein Glaubenszeugnis eine Reaktion hervor, gleichviel ob Ablehnung oder Zustimmung. Es zeugt deshalb wiederum Zeugnis. Zweitens provoziert es mit zunehmender Dauer Rückfragen und Reflexionen im Umgang mit dem Ursprungsereignis, die wiederum weitergesponnen werden wollen. Die ursprüngliche Sammlung lässt natürlicherweise Textgattungen wie Predigten, theologische Streitschriften, Antwortschreiben auf schwerwiegende Fragen u.ä.m. entstehen, und die Zeugnisse zweiter Ordnung bringen ihrerseits neue Textgattungen und deren Sammlungen hervor. Denn nicht nur das Zeugnis verschriftlicht sich, sondern dieses prägt wiederum die Personen in dessen Einflussbereich, wodurch sie selbst über das Wortzeugnis hinaus zu Zeugen der Tat werden können.

Wo immer die Kirche sich niederlässt, beginnt sie die Zeugnisse und Urkunden ihres Entstehens und Wirkens zu sammeln, zu ordnen, aufzubewahren. Dieser Zug ist dem Prinzip der Multiplikation des Zeugnisses sozusagen inhärent. Nimmt man der Kirche aber eine ihrer Niederlassungen wie dem Baum einen Ast, so beschädigt das nicht das Prinzip. Das Zeugnis geht dann nicht anders als vorher, sondern nur aus einer früheren Stufe des Ganzen hervor.

Man kann sich das gut anhand der Sammlungen und der aus ihnen hervorgehenden Werke der alten Klöster und der neugegründeten Institute und der Seminare des 19. Jahrhunderts vor Augen halten. Die Barockbibliotheken und die Archive, die Kirchenschätze und die Gemäldegalerien können als Typen eines großen wohlausgebildeten Astes gelten, auf den die dargelegte Struktur des kirchlichen Sammelns in hervorragender Weise zutrifft. Nicht nur wurde dort aufgehoben, geordnet und im Bedarfsfall gezeigt. Es entstanden dort auch neue Editionen des Alten. Sei es, dass man Texte der kirchlichen

Schriftsteller, vor allem der Kirchenväter oder der Ordensgründer, herausgab, sei es, dass man die Dokumente, die die Klostergeschichte betrafen, edierte, sei es, dass man die Wirkmacht eines Gnadenortes belegte.

Mit dem Ende der alten Klöster und der Zwangsentwurzelung der Orden im Jahre 1803 ging zwar vorübergehend der lokale Bezug der Sammlungen abhanden, nicht aber erlosch das Prinzip als solches. Im Gegenteil brachten das 19. und frühe 20. Jahrhundert eine unerwartete Rückbesinnung besonders auf die patristischen Quellen des christlichen Lebens hervor, die in zahlreiche Editionen mündete. Ihr geistiges Niveau konnte beachtlich sein, das angesprochene Publikum ging aber weit über die Wissenschaft hinaus.

Wo die Kirche sich niederlässt und lebt, bewahrt sie Zeugnisse ihrer Wirksamkeit auf. Geordnetes Aufbewahren bedeutet Sammlung. Und sie sammelt, um ihre Geschichte weiterzugeben. So bilden ihre Sammlungen ihre Ordnung und ihre Geschichte ab.

Die Apparatur und die Wirklichkeit

Konrad Zuse sann wohl noch nicht einmal über Relaischaltungen für seine Rechenmaschine nach und Bill Gates und Steve Jobs waren noch lange nicht geboren, da hatte Walter Benjamin schon seine luziden Beobachtungen über das Kunstwerk in einer technisierten Welt formuliert. Für seine durch das Computerzeitalter geprägten Nachfahren haben diese nichts an Gültigkeit verloren. Ausgehend vom Entschwinden des Originals und dessen Aura betrachtete Benjamin besonders die sowohl vom Darsteller als auch vom Betrachter am Film permanent eingeübte Anpassung der Wahrnehmungstechnik an die Filmtechnik. Im Gegensatz zum Schauspieler auf der Bühne schiebt sich im Film eine vom Kameramann bediente Apparatur dazwischen, die „nicht gehalten“ ist, die Leistung des Filmdarstellers „als Totalität zu respektieren. Sie nimmt unter Führung des Kameramannes laufend zu dieser Leistung Stellung. Die Folge von Stellungnahmen, die der Cutter aus dem ihm abgelieferten Material komponiert, bildet den fertigen Film. [...] So wird die Leistung des Darstellers einer Reihe von optischen Tests unterworfen. [...] Die zweite Folge beruht darauf, daß der Filmdarsteller, da er nicht selbst seine Leistung dem Publikum präsentiert, die dem Bühnenschauspieler vorbehaltene Möglichkeit einbüßt, die Leistung während der Darbietung dem Publikum anzupassen. Dieses kommt dadurch in die Haltung eines durch keinerlei persönlichen Kontakt mit dem Darsteller gestörten Begutachters. *Das Publikum fühlt sich in den Dar-*

*steller nur ein, indem es sich in den Apparat einfühlt. Es übernimmt also dessen Haltung: es testet.*²

Zu diesem *Modus des Testens* tritt noch etwas anderes hinzu. Denn der Unterschied in dieser Haltung, der ja nicht nur das Kunst-, sondern das Wirklichkeitsverständnis selbst betrifft, lässt sich nicht nur an der Opposition von Bühnen- und Filmschauspieler deutlich machen. Diese ist vielleicht gar nicht so prinzipiell wie Benjamin dachte. Letztlich findet von Schauspiel zu Film nur eine Verlagerung des Schwergewichts der künstlerischen Leistungen statt. Wird die Hauptleistung auf der Bühne nämlich vom Schauspieler erbracht, so ist der Hauptakteur des Filmes der Regisseur, der, wie Benjamin später richtig bemerkt, den Darsteller letztlich wie ein Requisit behandeln kann, um beim Zuschauer den Anschein der Realität zu erwecken, so wie es Theatertechnik und Schauspielkunst auf der Bühne tun.³

Der Unterschied im Wirklichkeitsbezug der beiden Arten des Sehens wird dagegen deutlicher, wenn man das Kino (mehr noch als mit einer althergebrachten Schaubühne) mit dem Innenraum einer Barockkirche vergleicht. Hier wie dort wird eine Realität imaginiert, die an sich nicht im Raume steht. Die Geschichte, die ein Film erzählt, wird nur mittels Apparatur an die Wand geworfen. Erlischt das Licht im Vorführgerät, erlischt die Illusion. Mit der Illusion arbeitet auch die Barockkunst. Die Deckengemälde einer Kirche oder deren Altarfiguren beziehen ihre Wirkung genau von dort her, da sie dem Betrachter einen Blick auf Szenen eröffnen, die er durch den Eindruck von Raumtiefe und Plastizität der Figuren beim ersten Hinsehen für real halten kann. Die Wirkung, die in beiden Räumen erzielt wird, ist stets von der Kunstfertigkeit der Künstler wie von der Bereitschaft des Betrachters, das Spiel mit der Wirklichkeit zu glauben, abhängig. Der Zuschauer eines Filmes *weiß*, dass die durch Aufnahme- und Schneidetechnik montierten Gedankenspiele des Regisseurs nur Illusion sind, und der Besucher eines Gotteshauses *weiß*, dass sich, um ein Beispiel zu nennen, der Eindruck, die Madonna im Chorraum des niederbayerischen Klosters Rohr schweben, nur dem Kunstgriff eines Egid Quirin Asams verdankt, der eine aus dem Kirchenraum nicht einsehbare Stelle zu ihrer Befestigung benutzt hat. Dies Wissen um die Illusion ändert hier wie dort aber nichts an dem *Glauben*, den der

2 Walter Benjamin, Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main, Bd. I,2, (1974). Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Kap. VIII, S. 488. Hervorhebungen im Original.

3 Vgl. ebd., Kap. IX, S. 490. Benjamin nimmt hier einen Gedanken von Rudolf Arnheim auf.

eine wie der andere Betrachter im günstigen Fall den Kunstwerken schenkt.

Der Unterschied folgt aber aus der *Präsenz* des einen wie des anderen Kunstwerkes, aus der Art der Teilnahme der Betrachter sowie aus deren Realitätsbezug. Der Kirchenraum bleibt und indem er bleibt, repräsentiert er diejenige Wirklichkeit, auf die er verweist. Erlischt hingegen das Licht der Vorführapparatur und wird es wieder hell im Kinosaal, ist das, was zur Anschauung gebracht wurde, entschwunden. Nicht die nackte Wand, auf der der Film zu sehen war, nicht der sich leerende Saal verweisen auf die gezeigte Wirklichkeit, nicht einmal der Apparat. Filme können bezaubern. Sie können vom Zuschauer Besitz ergreifen. Doch es nützt dann nichts, zu jeder Unzeit das Kino aufzusuchen, um ihn sich wieder anzusehen. Man muss des Films habhaft werden *und* eine Vorführapparatur besitzen, um seinen Willen zu befriedigen. Dann aber ist es egal, wo man sich diesen Film anschaut. Man ist nicht mehr räumlich, sondern nur an einen Stromanschluss gebunden.

Wären dies Gedanken, die schon ein aufmerksamer Beobachter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben konnte, so müsste er sie angesichts unserer computertechnisierten Welt um zwei weitere Aspekte forcieren. So ist die die Wahrnehmung leitende Apparatur erstens mit dem Computer beinahe in die Hand eines jeden gekommen und steht zweitens in allen erdenklichen Formaten mit unerhörten Speicherkapazitäten an Strom und Daten praktisch überall zur Verfügung. Was einst nur für den Moment des Kinobesuchs galt, ist durch die technische Entwicklung zum Dauerzustand geworden. Der oben genannte Unterschied der Präsenz wird scheinbar aufgehoben, die Apparatur aber ist und bleibt der Schlüssel zu einer Wirklichkeit, die ohne diesen Schlüssel gar keinen Sinn hat. Die vertiefende Frage, welcher Art diese immer noch im Lichtspiel mit Stromanschluss gezeigte Wirklichkeit für den Einzelnen ist, sei hier beiseitegelassen. Denn welches Gewicht ihr der Einzelne beimisst und wie sehr seine Wahrnehmung dadurch geprägt ist, hängt von allerhand weiteren Faktoren ab.

Entscheidend ist, wie umfassend und alle Lebensbereiche einschließend der Wirklichkeitszugang über die Computerapparatur geworden ist, wie sehr sie für die an dieser Wirklichkeit Teilnehmenden (die „User“) eine Erwartungshaltung ausgeformt hat und wie sehr die von der Apparatur abhängige Präsenz dieser Wirklichkeit sich zwar einerseits durch die technische Ausdehnung des Apparates ständig behauptet, durch ebendiesen aber andererseits immer unter Vorbehalt steht. Dieser Vorbehalt wirkt sich dahingehend aus, dass mit und in dieser Wirklichkeit zwar handfest gearbeitet wird und gar weites-

te Teile unseres alltäglichen Funktionierens darauf fußen – dass ihr aber, weil sie nicht greifbar ist, weil man sie sichern muss, weil sie in hohem Maße manipulierbar ist, weil man sie austauschen, weil man sie löschen kann, im Letzten nicht zu trauen ist. Dieser latente Dauervorbehalt ist geradezu konstitutiv für unseren heutigen Wirklichkeitsbezug.

Der Sog der neuen Tablet-Computer

Es war nicht unbedingt für jeden, der die Entwicklung der Computertechnologie seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts an sich vorüberziehen sah, ein Markstein der Kulturtechnik in Sicht gekommen, als im Laufe des vorigen Jahrzehnts tastaturlose PCs auf dem Computermarkt Einzug hielten. Das darin enthaltene Potential wurde den Außenstehenden erst sichtbar, als die Firma Apple im Jahr 2010 einen solchen Computer, iPad genannt, der vorrangig auf den Medienkonsum berechnet war, vorstellte. Allerdings hatte sich Apple mit anderen Produkten wie dem iPod und dem iPhone bereits ein Marktkonzept erarbeitet, das der Firma dadurch eine unangefochtene Führungsposition auf dem Tabletmarkt ebnete. Das Wesentliche dieses Konzeptes liegt darin, dass es auf eine lückenlose Daueranwendung, die weitgehend dem Hersteller zugutekommt, berechnet ist. Diese wird garantiert durch ein hohes Maß an qualitativvoller technischer Ausstattung, durch eine Vertriebskette, die den Kauf von Medien und deren Handhabung exklusiv an den Hersteller bindet, und durch die Bereitstellung so genannter Dockingstations, die die unterschiedlichsten Einsatzmöglichkeiten gewährleisten. Wer es benutzt, so der Kern des Konzeptes, soll es immer und überall nutzen können. Diese Berechnung auf Unverzichtbarkeit hin bedingt andererseits das Ziel des Herstellers, in *allen* Märkten des Medienkonsums eine Vorrangstellung zu erobern. Dabei ist es nicht nötig, die Medien selbst zu produzieren. Es genügt, sie zu verkaufen. Ist Apple dies für den Musik- und Videomarkt schon weitgehend gelungen, ist nun der Kampf um diese Position für den immer noch im Anfangsstadium befindlichen Markt elektronischer Bücher voll entbrannt.

Am 19. Januar 2012 stellte Apple in einem „Special Event“ im New Yorker Guggenheim-Museum zwei neue Softwaretools vor, woraus die Frontlinie dieses Kampfes klar hervorgeht.⁴ Mit den kostenlosen

4 vgl. <http://events.apple.com.edgesuite.net/1201oibhafvpibhoijhpihbasdouhbasv/event/index.html> [aufgerufen am 28.5.2012].

Apps „iBooks 2“ und „iBook Author“ hebt Apple in Kooperation mit mehreren amerikanischen Verlagen die Lektüre und die Erstellung von Lehr- und Schulbüchern durch eine Reihe von interaktiven Anwendungen auf eine neue Stufe. Damit ist das E-Book künftig entsprechenden Printausgaben weit überlegen.

Es ist evident, dass ein derart durchdachtes Marketingkonzept in Verbindung mit den technischen Möglichkeiten Printmedien aller Art massiv verdrängen wird. Wer heute die Schulen davon überzeugt, mit E-Books und den entsprechenden Lesegeräten bessere Lernmedien anzubieten, weiß, dass er sich dadurch einen Markt eröffnet, der sich nicht nur auf Lehr- und Lernmaterialien beschränkt. Das wird bald nicht nur das betreffen, was gedruckt oder eben nicht mehr gedruckt werden soll. Es wird rückwirkend ebenso das heute gedruckt Vorliegende betreffen. Schließlich braucht es nicht viel Phantasie, um vorauszusehen, dass es im eroberten Terrain angesichts dieser Alternative überall zu Sondierungen kommen wird. Ob in privaten Haushalten oder in unter chronischer Platznot leidenden öffentlichen Bibliotheken – überall wird man die Praktikabilität des Vorhandenen überprüfen, man wird sich von vermeintlich oder tatsächlich Überflüssigem trennen. Und wer sich nicht selbst zu dieser Überprüfung entschließt, wird danach gefragt oder dazu gezwungen werden.

Neue Räume

Diese medienästhetischen Beobachtungen zum Buchmarkt verwechsle man indessen nicht mit einem ethischen Appell. Das voraussagbare Ende der herkömmlichen breiter angelegten Allgemeinbibliothek und das Entschwinden des Buches aus unserer Alltagskultur mag man bedauern. Es hieße aber, das Messer zum Mörder zu machen, wollte man dafür das Instrument des langsamen, aber sicheren Exitus zur Rechenschaft ziehen. Man suche weder bei den technischen Geräten noch bei ihren Herstellern eine Antwort auf die Frage, worin hier der Mangel an Gutem besteht. Von dort her kommt sie nicht.

Es gilt zu konstatieren: Der Computermarkt hält schon jetzt ein Lesegerät bereit, das geeignet ist, das herkömmliche Buch in vielen Bereichen zu ersetzen. Daraus entwickelt sich ein Sog in einem doppelten Sinn: Zum einen beschleunigt sich der Markttrend, zum anderen bringt der erhöhte Einsatz dieser Lesegeräte die bisher sichtbaren Bücher zum Verschwinden. Und nicht nur die Bücher: Alles Schriftliche liegt prinzipiell in deren Reichweite. Und darüber hinaus: Warum sollten nicht auch museale Sammlungen, die sich weniger der Pflege von Unikaten, sondern z.B. von seriell gefer-

tigten Produkten widmen, technisch substituierbar sein? Die Möglichkeiten der perspektivischen Darstellung und der Animation legen eine solche Entwicklung durchaus nahe. Es dürfte verwundern, wenn eine moderne Pädagogik, die wesentlich auf Anschauung, Erfahrungswissen, Versuch und Irrtum, mit einem Wort: *auf dem Test der Wirklichkeit* aufbaut, nicht wie von selbst auf die Bereitstellung solchen Lehrmaterials dringt. Das sind Feststellungen, aus denen sich keine ethischen Maximen ableiten, die aber allen Ernstes das System der Glaubensweitergabe, näher hin dessen Säule „Sammelprinzip“ herausfordern. Der christliche Glaube teilt sich geschichtlich mit, und die kirchlichen Sammlungen sind ein hervorragender Baustein für das, was es weiterzugeben gilt. Die sichtbare Präsenz dieser Geschichte wirkt nämlich nicht nur missionarisch, also nach außen hin in der Weise, dass sie Interesse für den Glauben weckt. Sie wirkt sich vor allem auf das Bewusstsein ihrer Glieder über Herkommen, Grundauftrag und Wege der Ausbreitung aus. Und je mehr diese nach den Worten des Canon Romanus „Sorge tragen für den rechten katholischen und apostolischen Glauben“, werden sie sich sowohl in diese Geschichte hineingestellt als auch ihr verantwortlich gegenüber sehen.

Zu einem Tablet-Computer wird man sich künftig wohl kaum einen stärkeren Gegensatz denken können als Sammlungen wie Bibliotheken. Auch der Tablet-Computer will eine Bibliothek, will eine Sammlung und will noch vieles mehr sein. Doch ist im Gegensatz dazu eine Bibliothek mit physischen Einheiten ortsgebunden, unverrückbar oder nur mit hohem Aufwand zu verschieben. Ihrem Wesen nach ist sie extensiv. Ein jedes ihrer eingestellten Bücher ist sichtbar, und alle Bücher zusammengenommen füllen viele Regalkilometer. An ihr hat die Zeit, haben Generationen von Bibliothekaren und in ihr Generationen von Wissenschaftlern gearbeitet. Was heute einer in die Hand nimmt, hatten viele vor ihm in Händen. Oder man macht die umgekehrte Erfahrung und ist nach sechzig, siebzig oder mehr Jahren der erste, der die unaufgeschnittenen Seiten eines noch ungelesenen Buches öffnet.

In reduzierter Anzahl und Form wird es diese Orte der Sammlung auch in Zukunft geben. Und man darf davon ausgehen, dass der dargestellte Trend nicht ohne Gegenbewegung bleibt. Das sauber verräumte und in die Unsichtbarkeit entschwundene Buch oder die Sammlung gleich welcher Gegenstände werden ihrer Archäologen harren. Wer Bibliotheken nur noch als Teil einer vergangenen Epoche, als dekorative Staffage oder als virtuelle Animation kennt, wird nicht leicht wissen, welche über den üblichen Kanon der Wissenschaft hinausge-

hende Spezialliteratur er nötig hat. Nicht mehr lange und für wenig Geld wird man sich solcher „Kanonpakete“ elektronisch bedienen. Vielleicht bieten gar die großen Bibliotheken der Welt dereinst kostenfrei einen systematischen Zugang zu ihren digital erfassten Beständen und lassen damit sozusagen die Illusion einer Weltbibliothek entstehen. Es gäbe dennoch in vielen ihrer kleinen und kleinsten Schwestern mindestens zweierlei zu entdecken: eine nicht geringe Zahl woanders nicht auffindbarer Werke im Spezialbereich und eine übersichtliche Auswahl in den allgemeineren Bereichen. Wozu in der Vergangenheit die Budgetgrenzen anhielten, könnte sich im Nachhinein vorteilhaft auswirken: Zur Selektion gezwungen musste sich der beim Einkauf haushaltende Bibliothekar auf das Wesentliche konzentrieren. Die Leser, welche selbst immer wieder zur Selektion und Konzentration gezwungen sind, könnten später dankbar auf diese Vorarbeit zurückgreifen.

Soll die Kirche auf diese Renaissance warten? Soll sie sich Bibliotheken leisten, um pädagogische Bedürfnisse aufgrund eines Revivals zu befriedigen? Die Frage so zu stellen, heißt sie zu verneinen. Der Sinn der kirchlichen Sammlungen ist ein anderer. Noch einmal: Es ist immer möglich, an jedem Ort, in jeder Lage und unter allen möglichen Voraussetzungen, das Evangelium hörbar zu machen. Aber eben: man muss es hörbar machen! D.h. man muss das Wahrnehmungsdefizit derjenigen Epoche, in der man lebt, aufdecken. Sodann vergleiche man es mit all den Schätzen, die der Kirche in die Hand gegeben sind und die helfen können, dieses Defizit zu lindern – und man wird wissen, von welchen Gesichtspunkten aus das kirchliche Bildungskonzept zu justieren ist.

Zunächst ist es Sache aller für den Bestandsaufbau verantwortlichen Bibliothekare, den Archivwert der eigenen Sammlung zu erwägen und die Mittel gegebenenfalls entschiedener zugunsten der Profilierung bestimmter Sammelgebiete einzusetzen. Doch diese sind nur dann wertvoll, wenn die Zusammengehörigkeit der Bestände sichtbar wird. Die Sammlung als Ganze soll ja benutzt werden und deshalb müssen Beziehungen innerhalb der Bestände durch die entsprechende Sacherschließung sichtbar gemacht werden. Es geht nicht an, dieses Feld gänzlich der Technik zu überlassen.

Des Weiteren wird man über das Schicksal der durch Schließung von Ordensniederlassungen bedrohten Kulturgüter neu nachdenken müssen. Klar ist, dass nicht alles erhalten werden kann. Auch dann nicht, wenn eine Institution gefunden wird, die zur Übernahme der Sammlungen prinzipiell bereit ist. Achtsame Selektion wird unabdingbar sein. Dafür aber sind klare von Fall zu Fall zu erwägende Kri-

terien erforderlich.⁵ Ein fester Orientierungspunkt wird jedoch stets das Merkmal sein, was die Kirche am gegebenen Ort repräsentierte. Schließlich kann, wer genau zusieht, bemerken, dass nicht das Sterben der Bibliotheken angesagt ist, sondern das Ende eines Bibliothekstyps, der sich in den letzten 150 Jahren etabliert hat. Eine Kirche, die sich nicht im Blick auf die Abwicklung von zu Schließendem verkrampfen will, sondern im Gegenteil ihre Sammlungen als Kapital begreifen möchte, sollte nun neue Räume schaffen, welche eine neue Art des Lesens, Studierens und Forschens fördern. Dem stünde ein neuer, doch eigentlich alter und vertrauter Bibliothekstyp Pate.

Museum, Archiv und Bibliothek bildeten in den alten Klöstern eine Einheit und manifestierten zugleich die Geschichte der Kirche an ihrem Ort. Es wäre an der Zeit, das lange Zeit spöttisch betrachtete „barocke Kuriositätenkabinett“ wieder zu entdecken und mit dem modernen Konzept der Forschungsbibliothek zu kombinieren: Ein großes Studienobjekt, in welchem die Geschichte der Kirche in ihrer konkreten Ausprägung nicht wie in einem Lehrpfad „erfahrbar“, sondern durch das Zusammenwirken von Personal und Benutzern wissenschaftlich erforschbar wird und bleibt.

Ist das zu groß gedacht? Werden da Luftschlösser gebaut? Liegen hier nicht Wollen und Können der Kirche in Deutschland zu weit auseinander? Sicher können solche Forschungszentren kirchlicher Sammlungen nicht flächendeckend eingerichtet werden, sicher nicht in allen Diözesen oder gar von einem einzigen Orden. Aber warum sollte man es dem ältesten Kulturträger Europas nicht zutrauen, dass er in der Lage ist – sei es durch überdiözesane Kooperationen, sei es durch die Einbeziehung von Orden, sei es durch die klug abgestimmte Zusammenarbeit mit anderen öffentlichen Trägern – seine Geschichte auch in Zeiten eines kulturellen Wandels präsent zu machen? Dass dieser radikal genug ist, um auch einen radikalen Strategiewechsel in der Glaubensweitergabe herauszufordern, steht außer Frage.

5 http://www.akthb.de/2009_leitlinien_dbk.pdf [aufgerufen am 28.5.2012].